

Geraffter Lese- und Reisebericht

Mardorf – Kiel – Oslo – Trondheim – Bergen – Oslo – Kiel – Mardorf

(16. Juni bis 25. Juni 2010)

von Tristan Abromeit

Text 83.0

www.tristan-abromeit.de

Text 83.4

**Wie ich vom Bann der „Kreditschöpfungstheorie“ loskam
Ein unauflösbares Dilemma**

März 2010

und

„Geldschöpfung durch die Banken“ und kein Ende?

Juni 2010

von

Friedrich Müller-Reißmann

siehe auch: <http://www.mueller-reissmann.de/>

weitere

Anhänge

83.1 Die Fahrt mit dem Faltboot nach Schweden

83.2 Anmerkungen und Links zu Elisabethfehn und Umland

83.3 Proudhons Brille:

Solidarische Ökonomie auf dem Prüfstand ihrer theoretischen Reflexion.
Eine Besprechung der Diplomarbeit von Ferdinand Wenzlaff durch Gerhard Senft

83.5 Dauerbrenner Geldschöpfung

Von Helmut Creutz, 3/2010

83.6 Die Befreiung von der Geld- und Zins-Herrschaft.

Ein neuer Weg zur Ueberwindung des Kapitalismus.

Von Georg Blumenthal, 1916

Wie ich vom Bann der „Kreditschöpfungstheorie“ loskam Teil I) Ein unauflösbares Dilemma

Als ich mich mit unserem Geldsystem zu beschäftigen begann, bin ich leider auch auf die „Kreditschöpfungstheorie“ gestoßen, der ich gleich zu Beginn skeptisch gegenüberstand. Ich fand mich jedoch sehr bald belehrt, dass ich mit dieser Voreingenommenheit „ein Gefangener im Gedankenlabyrinth eines überholten Paradigmas (sei, der) das Wesen des heutigen Kreditgeldsystems verkennt. Die Vergabe von Krediten setzt in unserem heutigen Geldsystem nun einmal nicht voraus, dass der Bank zuvor von dritter Seite Geld zur Verfügung gestellt worden ist“¹, und zu den Leuten gehöre, die immer noch die alten Märchen glauben, die sie aus „frühesten Kindheitstagen zu glauben gewohnt sind“ und einfach nicht über das, „was so schön einfach ist und logisch klingt“, hinausgekommen sind und so dem „ökonomischen Mainstream“ verhaftet bleiben². Als ich dann noch erfuhr, dass in dieser Theorie eine „gewaltige emanzipatorische Kraft“ (TB S.8³) steckt, bekam meine Skepsis Blessuren. So richtig „kognitiv ungemütlich“ wurde es, wenn mir das „neue Paradigma“ bei einem Autor begegnete, den ich ansonsten schätze (in anderen Zusammenhängen früher sogar mit ihm persönlich zu tun hatte) und der zudem von Motiven und politischen Grundüberzeugungen geleitet wird, die ich teile. Und wenn dann auch noch Autoritäten der Ökonomiegeschichte wie Keynes oder Schumpeter oder renommierte Ökonomen der Gegenwart wie Hajo Riese als Kronzeugen angeführt werden ...

So ist es mir also nicht gelungen, einfach links liegen zu lassen, ob eine Geschäftsbank (GB) nun Kredite „aus dem Nichts schöpfen“ könne oder nicht, obwohl ich das gern getan hätte, denn ich finde, es gibt wesentlich wichtigere Probleme in unserem Geldsystem. Ohne Zweifel trägt der Streit Züge eines „Glaubenskrieges“, und dem außenstehenden Betrachter mutet die Spiegelbildlichkeit schon etwas grotesk an, mit der sich Vertreter und Kritiker der „Kreditschöpfungstheorie“ gegenseitig vorwerfen, in Denkfehlern gefangen zu sein.⁴ Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass sich diejenigen, die vom heutigen Geldsystem profitieren, wünschen, dass das noch lange so bleibt.

Es ist hier nicht der Raum und auch nicht meine Absicht, die Argumente, die von beiden Seiten ins Feld geführt wurden (diese militärische Ausdrucksweise erscheint mir hier fast angemessen), jetzt noch einmal zu versammeln. Ich möchte lediglich meinen persönlichen „Endbericht“ vorlegen und erläutern, warum für mich dieses Thema erledigt ist. Ich werde zwei Aspekte behandeln – die Beweisbarkeit und die Nützlichkeit der „Kreditschöpfungstheorie“ - und meine Überlegungen nacheinander in zwei getrennten Teilen vorlegen. In Teil I geht es

¹ Christopher Mensching: Umlaufsicherung und Geldsystem – Zur Notwendigkeit einer doppelten Geldreform, in: ZfSÖ Dez. 2005, S.38

² Vgl. Thomas Betz: Geld: Das letzte Rätsel der Freiwirtschaftslehre? In: ZfSÖ Dez. 2005, S.4.

³ Thomas Betz, a.a.O. S.8. Auf diesen Artikel von Thomas Betz wird im Folgenden nur noch mit „TB S...“ im laufenden Text hingewiesen.

⁴ Die Sprache ist allerdings weniger spiegelbildlich, vielmehr sehr asymmetrisch. Helmut Creutz, der führende Kopf unter den gegenwärtigen Geldreformern und entschiedener Kritiker der „Kreditschöpfungstheorie“, zeichnet sich durch ein bewundernswertes Maß an Fairness, Geduld und Sachlichkeit aus, während mir auf der anderen Seite zum Teil unerträgliche Polemik gegen die „paar alten Männer und ihre gläubigen Jünger“ begegnet ist. Zudem ist mir eine weitere Asymmetrie aufgefallen: Während die Kritiker viele Fragen stellen nach dem Muster: „Wenn die Kreditschöpfungstheorie zutrifft, wie ist dann dieses oder jenes Phänomen zu erklären?“, kenne ich kein einziges Beispiel, wo vonseiten der Vertreter diese Frage (mit vergleichbarer Berechtigung) gegenüber den Kritikern gestellt werden konnte.

darum, ob „Kreditschöpfung“ durch GBen problemlos möglich ist (und also auch stattfindet). Ich werde mich dabei nur auf den Punkt konzentrieren, an dem aus meiner Sicht die „Kreditschöpfungstheorie“ steht und fällt. Und aus meiner Sicht fällt sie. Dass ich danach noch in Teil II der Frage nachgehe, ob diese Theorie (bzw. das „neue Paradigma“, auf dem sie fußt), irgendwie zu erhellenden Erkenntnissen führt, was es also mit der ihr zugeschriebenen „gewaltigen emanzipatorischen Kraft“ auf sich hat, ist logisch widersinnig und eigentlich überflüssig. Sie ist jedoch Teil meiner persönlichen „Befreiungsgeschichte“. Erst als ich erkannte, dass die aus dieser Theorie angeblich abgeleiteten wichtigen gesellschaftlichen Einsichten, Konzepte und Projekte (denen ich voll zustimme) dieser Theorie gar nicht bedürfen, konnte ich das Thema abhaken.

Was ist „Kreditschöpfung“? Am klarsten finde ich sie bei Thomas Betz dargestellt. Er sagt unmissverständlich (TB S.5): GBen schöpfen Geld durch „Bilanzverlängerung“: „Das Geld, welches dem Kreditnehmer zur Verfügung gestellt wird, entstammt also bilanztechnisch dem Kreditnehmer selber! Das bilanztechnische Gegengewicht zum eingeräumten Kredit ist also Giralgeld..., welches uno actu – gewissermaßen in der selben logischen Sekunde – mit dem Kredit entsteht“. Das bedeutet also, dass das Geld für diesen Kredit „nicht ...vorab von jemanden gespart werden (musste)“, dass „die Geschäftsbank die Zinsen für dieses Kreditgeschäft ganz alleine (kassiert)“, also nichts davon an irgendwelche Einlagegeber weiterreichen muss. „Gleichwohl kann dieses Geld nun Nachfrage generieren und seine Wirkung als Zahlungsmittel entfalten“. Dass Kredite und Investitionen nicht Sparen voraussetzen, ist das Leitthema bei Thomas Betz, auf das noch genauer eingegangen wird.

Nun drängt sich dem naiven Leser sofort die Frage auf: Mag sich der Zeugungsakt des Giralgeldes „gewissermaßen“ in einer „logischen Sekunde“ vollziehen, das so Gezeugte kann unter Umständen schon wenige reale Sekunden später mit der Härte konfrontiert sein, sich in echtes Geld verwandeln zu müssen. Und weiter denkt er: Bilanztechnisch gesehen könnte ich doch auch Kredite vergeben, so dass mein Bilanzbüchlein ausgeglichen bliebe. Auf die Aktivseite schreibe ich die 1000 €, die mein Freund heute dringend braucht und mir irgendwann wieder zurückzahlen würde und auf die Passivseite schreibe ich die 1000 €, die ich ihm gerne leihen möchte. Aber real tut sich eine bedauerliche Schwierigkeit auf: ich habe die 1000 € für den Freundschaftsdienst nicht.

Nun, so naiv wie der Leser sind die „Schöpfungstheoretiker“ nicht. Sie reden ja nicht von einzelnen kleinen Leuten, sondern von großen Banken, die in ein noch größeres System von vielen Banken eingebunden sind. Und sie stellen sich durchaus die Frage, was mit der GB, die solchermassen einen Kredit gezeugt hat, passiert. Dass der Kreditnehmer das Geld bar abheben will, kann erst einmal ausgeklammert werden, denn hierbei handelt es sich nur um einen Spezialfall eventuell später auftretender Refinanzierungsnotwendigkeit, die aber eher marginal sei (s.u.). Stattdessen wird der Fall erörtert, dass der Kreditnehmer das ihm als Kredit eingeräumte Geld auf seinem Girokonto zur Zahlung an einen Geschäftspartner nutzt, der zufällig sein Girokonto bei derselben GB hat. Noch einmal gut gegangen für die GB!

„Aber was passiert“, wird weiter gefragt (TB S.5), „wenn der Kreditnehmer sein Geld an einen Geschäftspartner überweisen will, der sein Konto bei einer anderen Bank... unterhält?“. Die bemerkenswerte Antwort: „Wenn die Geschäftsbank Glück (!) hat, erfolgt mehr oder weniger zeitgleich auch eine Überweisung in der Gegenrichtung“, wobei der Leser erfährt, dass das natürlich nicht unbedingt auf direktem Weg von der anderen Bank erfolgen müsse, sondern dass beliebig viele Zwischenschritte und Umwege über Bank C, D usw. möglich wären, bevor das Geld in dem besagten Glücksfall via Überweisung wieder zu Bank A zurückkehre. „Entscheidend ist, welcher Gesamtbetrag innerhalb einer Abrechnungsperi-

ode aus der einzelnen Geschäftsbank ‚herausüberwiesen‘ und welcher ‚hineinüberwiesen‘ wird und inwieweit sich diese Beträge unterscheiden. Und in der Tat ergibt sich das Bild, dass sich diese Zahlungsströme gegenseitig aufheben; jedenfalls fast. In dem Maße aber, in dem nun mehr ‚herausüberwiesen‘ als ‚hineinüberwiesen‘ wird, entsteht tatsächlich die Notwendigkeit einer externen Refinanzierung vermittels Zentralbankgeld“.

Man braucht sich hier nicht lange zu streiten. Die Zu- und Abgänge einer „kreditschöpfenden“ Bank, sofern sie die einzige ist, die Kredite ‚einfach so‘ vergibt (und Betz scheint in der Tat nur in Bezug auf *eine* Bank zu argumentieren), gleichen sich nicht aus, auch nicht „fast“. In dem Maße, wie eine Bank ‚einfach so‘ Kredite vergibt, erzeugt sie systematisch eine Differenz zwischen Abgängen und Zugängen. Das heißt, die auftretende Differenz ist kein Zufall oder Unglücksfall, sondern sie ist die zwangsläufige Folge der Kredite. Diese systematisch erzeugte Differenz läge im Durchschnitt in der Höhe der Differenz zwischen Krediten und Einlagen. Im Grenzfall, dass die Bank über überhaupt keine Einlagen verfügt, läge die Differenz, die zu refinanzieren wäre, exakt in der Höhe der vergebenen Kredite. Es ist ein Trugschluss, dass eine einzelne Bank „bilanztechnisch“ die Finanzierungsnotwendigkeit für ihre Kredite aushebeln oder auch nur verkleinern kann. Will das Betz seinen Lesern hier tatsächlich weismachen? Ich glaube es nicht und nehme im Interesse der Sachklärung an, dass er sich nur unglücklich und verkürzt ausgedrückt und so beim Leser die Vorstellung suggeriert hat, das Spiel funktioniere bereits bei einer einzelnen „kreditschöpfenden“ Bank (was es natürlich nicht tut). Ich unterstelle also, dass er in Wahrheit selbstverständlich davon ausgegangen ist, dass alle GBen gleichermaßen Kredite schöpfen. Genau so sieht es Christopher Mensching, ein anderer Vertreter der Theorie. Wörtlich sagt er: „Eine Bank, die Kredite im größeren Umfang als die übrigen herauslegt, wird feststellen, dass sie von ihren Kreditnehmern summenmäßig mehr Überweisungsaufträge zugunsten von Konten bei anderen Banken erhält und dass ihr von anderen Banken mehr Schecks zur Einlösung präsentiert werden, als ihr selbst von den anderen Banken zufließt“⁵. So gerate diese Bank in Schieflage, da sie die Differenz ja mit ihrem begrenzten (und nicht selbst „kreativ“ vermehrbaren) Zentralbankgeld ausgleichen muss. Das heißt also: Eine einzelne GB kann kein Geld schöpfen (bzw. nicht ohne in Zahlungsschwierigkeiten zu geraten), aber die Gesamtheit der Banken kann es wohl - unter der Bedingung, dass es alle Banken ungefähr im gleichen Maße tun. Nur die Bank also, die bei ihrer „Kreditschöpfung“ über die Stränge schlägt und es toller treibt als die anderen, gerate in Schwierigkeiten.

Ich halte diese Aussage für richtig. Ja, sie ist theoretisch (logisch, formal, mathematisch) unwiderlegbar. Wenn alle Banken im gleichen Ausmaß Kredite schöpfen⁶, dann käme es tatsächlich zum Ausgleich bzw. Fast-Ausgleich bei ihren ZBG-Konten. Da die Banken immer eine gewisse Reserve auf den ZBG-Konten haben, ergäben sich keine Probleme dadurch, dass es punktuell immer nur ein Fast-Ausgleich ist.

Damit wäre also die **theoretische** Möglichkeit der GBen, Kredite zu schöpfen, gegeben. Nur, damit ist absolut nichts für die „Kreditschöpfungstheorie“ gewonnen, im Gegenteil: sie gerät in umso tiefere Widersprüche. Denn nun treten umso schärfer das **rechtliche** und das **Inflationsproblem** auf den Plan.

Wenn eine einzelne GB Kredite aus dem Nichts schöpft (indem sie kriminell gegen die Re-

⁵ Christopher Mensching, a.a.O. S.33

⁶ Genau diese Voraussetzung nennt der frühe Keynes in jener berühmten Stelle (vgl. Keynes: Vom Gelde, Duncker & Humblot, München 1932, S.20ff.), auf die sich die „Kreditschöpfungstheoretiker“ gern berufen und in der behauptet wird, dass Banken unbegrenzt selber Depositen ‚schaffen‘ können: „vorausgesetzt, daß sie sich im Gleichschritt vorwärts bewegen“.

geln verstößt und damit trotz aller Kontrollen durchkommt), dann gerät sie zwangsläufig in Zahlungsschwierigkeiten. Aber davon „geht die Welt nicht unter“, nur die Bank selbst. Wenn *alle* GBen gegen die Regeln vorstoßen (und das ist die notwendige Voraussetzung dafür, dass sie durch den Regelverstoß nicht untergehen!), dann wird massiv zusätzliche Kaufkraft ins System gepumpt. Und damit müssen die „Kreditschöpfungstheoretiker“ nun entweder das Kunststück fertig bringen darzulegen, dass dies nicht Inflation bedeutet (ein solcher Versuch existiert tatsächlich; s.u.), oder sie müssen, da Inflation die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stabilität gefährdet, erklären, **warum diese systembedrohende Praxis aller GBen nicht längst durch ein effektives Regel- und Kontrollsystem unterbunden ist.**

Ich sehe nicht, wie man dieses Dilemma der „Kreditschöpfungstheorie“ auflösen kann. Damit ihre Theorie theoretisch plausibel wird, müssen es *alle* Banken gleichermaßen tun, womit die Theorie in praktischer Hinsicht total unplausibel wird.

Mehr ist eigentlich nicht zu sagen. Die Finanzkrise provoziert mich jedoch noch zu einem Zusatz. Die Schwierigkeit, die sich aus dem theoretisch notwendigen „alle Banken tun es“ ergibt, zeigt sich nicht nur am rechtlichen Problem. Eine so verbreitete Praxis müsste man doch allerorten entdecken. Auch bei der Beschäftigung mit der Finanzkrise von 2008/09 fand ich nirgendwo auch nur die Spur eines Hinweises darauf, dass von einer Bank mehr an Krediten vergeben wurde, als Einlagen existierten. Hingegen massenhaft Hinweise, dass die vorgeschriebenen Mindestreserven durch alle möglichen cleveren, trickreichen Konstruktionen auf ein Minimum gedrückt und insgesamt mehr Kredite vergeben wurden, als aus Sicherheitsgründen vernünftig gewesen wäre, um so mehr Provisionen und Boni zu kassieren. Es wurde dabei doppelt gegen die Sicherheit verstoßen – einerseits wurde das Reservegebot missachtet, andererseits wurden für Kredite fragwürdige (sog. „collateralised“) Sicherheiten der Kreditnehmer (wie deren Besitz an undurchschaubaren Derivaten) akzeptiert.⁷ Indem die Banken ihrerseits eine zeitlang durch Kauf und Verkauf solcher Derivate riesige Summen spekulativ einspielten, haben sie sich neuen „Stoff“ beschafft für weitere Kreditvergaben. Selbst in der durch außergewöhnliche Verantwortungslosigkeit und Kurzsichtigkeit geprägten Phase des Finanzsystems, die diese Krise heraufbeschworen hat, findet sich kein Hinweis, dass sich die Banken von der „Stoffzufuhr“ für ihre Kredite abkoppeln konnten. Im Gegenteil, sie waren geradezu süchtig nach „Stoff“ und ließen sich immer neue, viel versprechende und undurchsichtige „Finanzprodukte“ einfallen, um Geld anderer in die eigenen Kassen zu locken und das Finanzkarussell in Fahrt zu halten. Fazit: Was ist von einer Theorie zu halten, die, was noch bei keiner einzigen Bank als nachgewiesen gelten kann (selbst nicht in finsternen Zeiten), *allen* Banken als normale Praxis unterstellen muss, um auch nur theoretisch plausibel zu sein?

„Kreditschöpfung“ der Banken ohne Inflation?

Kein „Kreditschöpfungstheoretiker“ käme wohl auf die Idee, dass GBen illegal die Druckerpresse anwerfen, sich damit Geld schöpfen, dieses als Kredit vergeben und damit zusätzliche Kaufkraft in die Wirtschaft bringen. Vielmehr meinen sie, dass die GBen genau das machen, allerdings ohne dafür illegal eine Notenpresse anwerfen zu müssen. So unbewiesen diese Behauptung ist, so seltsam wäre die Vorstellung, dass daraus keine Probleme für die Geldwertstabilität entstünden. Aber Thomas Betz scheint tatsächlich diese Vorstellung zu hegen. Sie trägt aus meiner Sicht nicht und kann so das oben aufgezeigte Dilemma der „Kreditschöpfungstheorie“ nicht auflösen.

⁷ Vgl. Müller-Reißmann: Die organisierte Spekulation; drs.: Über das Platzen von Vermögensblasen, Kapitalvernichtung und Geldverbrennung in: www.mueller-reissmann.de

Betz nimmt in seinen Ausführungen das Inflationsproblem nicht gezielt in den Blick. Er berührt es nur indirekt und gleichsam nebenbei. Seine Überlegungen kreisen um die für ihn zentrale Aussage, dass Sparen keinesfalls „eine notwendige Voraussetzung ist, um investieren zu können“ (TB S.6). Von dieser Aussage leitet er „die gewaltige emanzipatorische Kraft“ ab, deren Freisetzung sein eigentliches Ziel ist (s. Teil II). Dementsprechend passt die Grundbedingung der Geldwertstabilität, dass nämlich nur so viel Kaufkraft über die Banken via Kreditvergabe für Investitionen (und Konsum) in den Wirtschaftskreislauf zurückgegeben werden darf, wie über Ersparnisse (die in Geld „verwandelten“ realen, im Wirtschaftsgeschehen geschaffenen Überschüsse) aus dem Kreislauf herausgenommen und den Banken als Einlagen zur Verfügung gestellt wurden, nicht in sein Konzept. Für ihn steht der Kredit am Anfang, er kommt „aus dem Nichts“ und schafft sich in der Folge - einfach, weil „eine Investition nichts anderes ist als die Vorfinanzierung von Arbeit“ (TB S.11) - seine reale Entsprechung. „Im Glauben an die Werthaltigkeit des Geldes wird genau der Wert erzeugt, den man dem Geld zugute hält“ (TB S.10). Und damit ist für ihn auch das Inflationsproblem aus der Welt, wie mit Zauberhänden zum Verschwinden gebracht. Alles regelt sich automatisch von selbst, einfach deshalb, weil das von den Banken kreierte „endogene“ Geld „dann entsteht, wenn es erforderlich ist, um Arbeit zu finanzieren, durch die echte reale Werte geschaffen werden. Und für den Fall, dass der Kreditnehmer scheitert und deshalb seinen Kredit nicht tilgt, kann die Bank mit der nun in ihren Händen liegenden Besicherung⁸ das emittierte Geld ‚zurückkaufen‘ und damit die Stabilität dieses endogenen Geldes gewährleisten“ (TB S.10).

Wie soll so etwas gehen? Bei dem wiederholten Versuch, Betz' Ausführungen nachzuvollziehen, kam mir der Verdacht, dass hier eine seltsame Vorstellung von der Geldmenge im Hintergrund steht. Zwar besitzt eine bestimmte vorliegende Menge Geld eine ihr entsprechende Kaufkraft, aber die über die Zeit, z.B. im Laufe eines Jahres durch Wirtschaftstätigkeit entstehende bzw. umgesetzte Kaufkraft, also der Jahresumsatz, ist um ein Vielfaches größer als die umlaufende Geldmenge und auch größer als die jeweils aktuell vorhandene Kaufkraft (resultierend aus der ZBG-Menge (Geldbasis) und den Giralgeldbeständen, die zusammen die sog. Geldmenge M1 bilden). Wenn hier tatsächlich eine Identifizierung von Geldmenge bzw. aktueller Kaufkraft und zeitlich aufsummierter, d.h. z.B. in einem Jahr realisierter Kaufkraft vorliegen sollte, würde dies eine fatale Unkenntnis über die Funktion des Geldes als Tauschmittel und damit des Geldsystems überhaupt verraten. Wie komme ich zu einem solchen Verdacht?

Es ist der schon zitierte Satz und in diesem das Wörtchen „genau“, die meinen Verdacht wecken: „Im Glauben an die Werthaltigkeit des Geldes wird *genau* der Wert erzeugt, den man dem Geld zugute hält“ (TB S.10). Es ist ja nicht zu bezweifeln, dass das von den GBen als Kredit vergebene Geld reale Werte schafft, indem es von arbeitsfähigen Menschen als Arbeitslohn akzeptiert wird. Aber wieso sollen die Werte, die mit einer Geldmenge real erzeugt, in ihrem Wert genau der dazu eingesetzten Geldmenge entsprechen? Rein theoretisch könnte mit ein paar Euro eine Wertschöpfung von Millionen Euro erzeugt werden (wenn das Geld rasend schnell umlief). In der Praxis gibt es Erfahrungswerte, die grob ein bestimmtes Verhältnis zwischen Geldmenge (Geldbasis) und Wirtschaftsleistung nahe legen. Es liegt derzeit in Deutschland etwa bei 1:10.⁹ Zwischen der gesamten Kaufkraft (Geldbasis + Giralgeld =

⁸ Die Besicherung der aus dem Nichts geschaffenen Kredite hält Betz offensichtlich für unabdingbar.

⁹ Vgl. Helmut Creutz: Wer hortet denn heute noch Geld? In: Humane Wirtschaft, 06/2009, S.6-9. Die sog. „umlaufende Geldmenge“ beträgt heute etwa 195 Mrd. €, liegt also in der Größenordnung eines Zehntels der BIP.

Geldmenge M1) und der Wirtschaftsleistung (BIP) besteht ein Verhältnis von etwa 1:3.¹⁰ Die ganze Problem einer ‚richtigen‘ Zuordnung zwischen Geldmenge bzw. Kaufkraft und Wirtschaftsleistung scheint in dem „neuen Paradigma“ gar nicht zu existieren. Warum findet die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes keinerlei Erwähnung?

Wäre der zuletzt zitierte Satz richtig, dann bräuchte man die ZB nicht. Die in der Volkswirtschaft schaffenden Menschen würden im Glauben an den Wert des Geldes (immer wieder) genau die Werte erzeugen, die dem Geld entsprechen. Und es bestünde auch keine Gefahr, dass die GBen zu viel Geld emittieren und die Stabilität des Geldes gefährden. Denn die GB hat ihr Ohr am Puls des Marktbedarfs. Damit ist eigentlich schon gewährleistet, dass sie nicht zu viel emittiert. Hat sie es doch einmal getan, und das erkennt sie daran, dass der Kredit nicht zurückgezahlt werden kann, holt sie sich das zu viel Emittierte über die Besicherung automatisch zurück.

Aber ist das Scheitern eines konkreten Kreditnehmers irgendeine Indiz dafür, dass dieses Geld im Blick auf die gesamte Wirtschaftsleistung zu viel ausgegeben wurde, und umgekehrt das Nichtscheitern des Kreditnehmers ein Indiz dafür, dass es richtig war, diese (zusätzliche) Kaufkraft ins Spiel zu bringen?

Mein Verdacht hat sich erhärtet: Die Behauptung, es gäbe einen solchermaßen funktionierenden Mechanismus der Geldwertsteuerung, setzt die irriige Vorstellung voraus, das emittierte Geld erbringe eine ihr exakt entsprechende Wertschöpfung oder eben nicht, wobei Letzteres dann erfordere, die entsprechende Geldmenge wieder aus dem System zu nehmen. Womit das Gleichgewicht zwischen Geld und realer Wertschöpfung wieder hergestellt sei. Gewissermaßen automatisch. Geldemission mit inhärenter Sicherheit, dass nicht zu viel emittiert wird. Die ZB ist hier tatsächlich überflüssig.

Ich gebe zu, ich habe Mühe mit meinem Verdacht. Kann wirklich jemand, der sich mit Geldtheorie beschäftigt, eine solche Vorstellung vom Geld haben und die (für ein Wirtschaftssystem bestimmter Leistungskraft angemessene) Geldmenge bzw. Kaufkraft (Geldbasis + Giralgeld) mit der (in Geld ausdrückbaren) Wirtschaftsleistung eines Jahres, also mit dem Sozialprodukt, einfach identifizieren? Doch dann lese ich in der Initiativerklärung zur Monetative „Geldschöpfung in öffentliche Hand“, deren Mitautor Thomas Betz ist, unter der Überschrift „Ein Geldsystem im Interesse der Allgemeinheit“ unter „Viertens“: „Ein inflationsneutraler Zuwachs der Geldmenge entspricht dem zu erwartenden Wachstum der Realwirtschaft. So entsprechen nach heutigen Maßstäben 1-2-3 Prozent Wirtschaftswachstum in Deutschland einem Geldmengenzuwachs ... in Höhe von 25-50-75 Mrd. Euro“¹¹. Die Wirtschaftsleistung Deutschlands liegt gegenwärtig in der Größenordnung von 2.500 Mrd. €, 1-2-3 Prozent Wirtschaftswachstum ergeben die genannten 25-50-75 Mrd. € Zuwachs. Unglaublich, aber es scheint wahr zu sein: Man identifiziert (Zuwachs der) Wirtschaftsleistung mit (Zuwachs der) Geldmenge. Obwohl es eigentlich nicht wahr sein kann, dass es den Autoren (darunter auch der von mir sehr geschätzte Josef Huber, mit dem ich vor Jahren einige Male auch persönlich zu tun hatte), die eine durchaus bedenkenswerte Reform unseres Geldsystems vorschlagen, nicht bewusst sein soll, dass die Geldmenge zwar in etwa im Gleichschritt mit der Wirtschaft wachsen muss, aber doch mitnichten in einer 1:1 Entsprechung!¹²

¹⁰ Vgl. Helmut Creutz: „MONETATIVE Geldschöpfung in öffentlicher Hand“, in: Humane Wirtschaft 01/2010, S.21

¹¹ www.monetative.de

¹² Diese Vorstellung von einem direkten (1:1) Zusammenhang von Geld und Wertschöpfung scheint auch hinter der Geldtheorie von Heinsohn und Steiger zu stehen, wenn sie für das in Umlauf gebrachte Geld die Schwierigkeit sehen, dass durch „das zum Wirtschaften erst führende Geld“ „neben der Tilgung ja der Zins

Teil II) Eine „gewaltige emanzipatorische Kraft“?

In Teil I habe ich bereits angemerkt, dass es eigentlich aus rein logischer Sicht keinen Sinn macht, nach dem Nutzen einer Theorie zu fragen, die man für falsch hält. Es war jedoch für mich ein Problem, aus dem Munde von „Geldschöpfungstheoretikern“ politisch vernünftige Dinge zu hören, denen ich zustimme und die angeblich auf dieser Theorie bzw. dem „neuen Paradigma“ der Geldtheorie fußen. Aus einer sachlich falschen Theorie können keine richtigen Erkenntnisse folgen. Ich musste also, wenn ich das Thema „Kreditschöpfung“ für mich abhaken wollte, klären, ob die Erkenntnisse tatsächlich aus dieser Theorie abgeleitet sind. Zur Erledigung dieser Hausaufgabe habe ich mir wieder Thomas Betz gewählt, der reichlich Material zur angeblichen Brisanz dieser Theorie liefert. Nach ihm steckt in ihr eine „gewaltige emanzipatorische Kraft“¹³, die leider – so ist zu ergänzen - nicht zur Entfaltung kommen kann, solange an der alten Geldtheorie mit ihrem „tauschparadigmatischen“ Dogma festgehalten wird. Die Übernahme der neuen Geldtheorie werde somit zum politischen Imperativ.

Warum vertritt Thomas Betz, der ja kein Befürworter der „Kreditschöpfung“ durch GBen ist, die „Kreditschöpfungstheorie“ so vehement? Die Antwort wurde schon in Teil I angedeutet. Die Behauptung, dass GBen ohne Einlagen Kredite vergeben (können), ist nur ein Vehikel zum Transport seiner Kernaussage, dass Sparen keinesfalls „eine notwendige Voraussetzung ist, um investieren zu können“ (TB S.6). Von diesem Schlüsselkonzept führt die argumentative Linie hin zu wichtigen politischen Erkenntnissen und Forderungen. Da geht es darum, die Entwicklungspolitik von der verheerenden (Abhängigkeit erzeugenden und die Entwicklung lähmenden) Illusion zu befreien, dass Entwicklung letztlich nur auf der Basis des Kapitals aus den reichen Ländern (also auf der Basis eines „exogenen Geldes“) möglich sei (vgl. TB S.8f). Mit der Überwindung des eingefleischten Irrtums, dass Investitionen von Ersparnissen abhängig sind, würde der Weg frei zur Erkenntnis, „dass die Existenz eines Kapitals ... als Akkumulation in den Händen weniger“ für Entwicklungsprozesse und nachhaltiges Wirtschaften obsolet und kontraproduktiv ist (TB S.11). Zudem entzöge die Erkenntnis, dass die Mittel zu Investitionen eben nicht aus den Ersparnissen Konsumverzicht leistender Menschen stammen, sondern unabhängig davon endogen im Bankensystem entstehen, dem Zins jede moralische Rechtfertigung (vgl. TB S.8). Zwischen den Zeilen schwingt bei letzterer Aussage die Enttäuschung darüber mit, dass die Freiwirtschaftler nicht mit fliegenden Fahnen zum „neuen Paradigma“ der Geldtheorie überlaufen.

Für Betz ist es ein folgenreicher Irrtum, an den „Anfang eines Wachstumsprozesses Ersparnisbildung und Sparkapital zu setzen“ (TB S.9). Zur Untermauerung seiner Auffassung bezieht er sich auf James Steuart¹⁴, in dessen Werk „Inquiry into the Principles of Political Eco-

zusätzlich erwirtschaftet werden (muss)“. Ihre Lösung des Problems: „Für dieses Mehr wird der technische Fortschritt erdacht“ (G. Heinsohn und O. Steiger: Am Anfang war das Eigentum, DIE ZEIT Nr.45, 10.10.2003). Es irritiert mich, bei Autoren, deren Buch über die „weisen Frauen“ mir seinerzeit großes intellektuelles Vergnügen bereitet hat, auf einen solchen intellektuellen Kurzschluss zu stoßen.

¹³ Vgl. Thomas Betz: Geld: Das letzte Rätsel der Freiwirtschaftslehre? In: ZfSÖ Dez. 2005, S.4

¹⁴ Dieser kann als Vorläufer des „eigentumstheoretischen“ Ansatzes der Geldtheorie gesehen werden (vgl. Gunnar Heinsohn/Otto Steiger: Eigentum, Zins und Geld (2002), Metropolis 2009⁵). Dieser Ansatz betont die Rolle des Eigentums bei der historischen Entstehung des Geldes. Die Emission von Geld setzt unabdingbar Vertrauen voraus und dieses Vertrauen entstand ursprünglich durch Absicherung durch Eigentum, was eine zuverlässige Eigentumsordnung impliziert. Dies scheint mir ausgesprochen plausibel, weniger einleuchtend finde ich jedoch die daraus abgeleitete allgemeine Geldtheorie, die dann auf heutige Verhältnisse, etwa auf die Geldschöpfung durch die moderne Zentralbank angewandt wird. Heute basiert das Vertrauen ins Geld nicht mehr auf der Hinterlegung von Wertpapieren bei der ZB, sondern auf der durch richtige Geldmengenregelung erzeugten Geldwertstabilität. Eine umfangreiche kritische Analyse dazu liefert Gero Jenner: Wohlstand und Armut. Eine allgemeine Theorie über Eigentum, Geld, Güter und Staat (bislang unveröffentlichtes Manuskript).

nomy“ von 1767 sich das Beispiel eines englischen Grundeigentümers findet, der Waren von einem Produzenten kaufen will, aber nicht über das (edelmetallene) Geld dafür verfügt, aber aufgrund seines Eigentums über das hinreichende Vertrauen. So emittiert er Schuldscheine, die der Produzent als Bezahlung für seine Waren akzeptiert. Der Grundeigentümer verliert dadurch weder seinen Grundbesitz (er kann ihn weiter nutzen), noch muss irgendjemand sparen und trotzdem kann investiert und produziert werden (vgl. TB S.6f.). Die Schuldscheine werden also aufgrund des Vertrauens, das man dem Grundbesitzer entgegenbringt, als Geld akzeptiert, d.h. der Produzent kann damit Rohstoffe einkaufen, seine Arbeiter bezahlen, die ihrerseits damit Lebensmittel einkaufen können usw.

Steuart will mit dem Beispiel verdeutlichen, dass dieses „symbolische“ Papiergeld in der tatsächlichen Wirkung sich durch nichts von Gold- oder Silbergeld unterscheidet. Und darin hat er weifellos Recht.

Betz führt das Beispiel von Steuart als Beleg dafür an, dass für Investitionen keineswegs unbedingt zuvor gespart werden müsse und ...rennt damit offene Türen ein. Ich frage mich, wozu ein „neues Paradigma“ bemüht werden muss, um behaupten zu können, was niemand bezweifelt. Selbstverständlich sind Investitionen auch auf der Grundlage von Geldemission (also „Geldschöpfung“) möglich! Und eine „Geldschöpfung“ ist genau das, was hier vonseiten des englischen Grundbesitzers bewerkstelligt wird. Nur, das ist nicht einer heutigen GB vergleichbar, sondern ist ein Beispiel für eine ‚vorinstitutionalisierte‘ Form der modernen Institution Zentralbank.

Für eine „Geldschöpfung“ ist selbstredend keine Ersparnisbildung nötig. Womit auch der Satz richtig ist, dass Sparen keinesfalls „eine notwendige Voraussetzung ist, um investieren zu können“ – eben, weil das Geld für Investitionen auch durch „Geldschöpfung“ zur Verfügung gestellt werden kann. Aber was hat diese Erkenntnis damit zu tun, was eine moderne GB tut oder nicht tut? Man könnte noch so viele historische Beispiele für „Geldschöpfung“ anführen¹⁵, die Behauptung, heutige GBen bräuchten für die Kreditvergabe keine Ersparnisse (Einlagen), weil sie Kredite „schöpfen“ könnten, wird dadurch nicht im geringsten gestützt. Weil Hunde bellen können, müssen es noch lange nicht Katzen können. Auch wenn das Hundebellen zu wichtigen Schlussfolgerungen und Theorien führt, ist es weder möglich noch nötig, daraus die Behauptung abzuleiten, dass auch Katzen bellen können. Genau das macht Thomas Betz: Obwohl seine programmatischen Aussagen, insbesondere bzgl. der Entwicklungspolitik (s.u.), lediglich des Tatbestands bedürfen, dass „Geldschöpfung“ möglich und nötig ist für die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes, versteigt er sich unnötigerweise zur Behauptung, GBen könnten für Kredite das Geld selber „schöpfen“ und handelt sich damit die Verlegenheit ein, dafür den Nachweis erbringen zu müssen.

In all den historischen Beispielen von „Geldschöpfung“ passiert grundsätzlich nichts anderes, als das, was heute die *Zentralbank* macht. Die heutige Situation unterscheidet sich von den historischen darin, dass die „Geldschöpfung“ heute nicht mehr mit der gleichen „Sorglosigkeit“ betrieben werden kann. In jener „Anfangsphase“ ist gemessen an der volkswirtschaftlichen Potenz einfach zu wenig Geld im System. Es gibt Menschen, die kaum Arbeit haben und zugleich Menschen mit unerfüllten Bedürfnissen, ja, sogar Produzenten, die auf bereits produzierten Waren sitzen bleiben. Die Geldmenge, die im System vorhanden ist, liegt deutlich unter der Menge, die erforderlich ist, um den aktuell möglichen Handel und

¹⁵ Z.B. der florentinische Kaufmann, der Quittungen auf das bei einem Goldschmied hinterlegte Gold als Geld benutzt, die Privatbank, die auf der Basis ihres Eigentums ein eigenes Geld auflegt, der münzprägende Fürst.

Wandel in der Wirtschaft in Gang zu bringen und zu halten. Das Tauschmittel ist hier der begrenzende Faktor. In *dieser* Situation kann und muss mehr Geld emittiert werden, ohne dass eine anerkannte etablierte Instanz nötig wäre, die dafür Sorge trägt, dass nicht zu viel Geld emittiert wird. Man könnte von einer Periode der „wilden Geldemission“ sprechen, in der von vielen, die über das nötige Eigentum als Sicherheit zur Vertrauensbildung verfügen, Geld „geschöpft“ wird. Erst wenn die Menge der im Wirtschaftssystem vorhandenen Zahlungsmittel zur aktuellen Leistungskraft dieser Wirtschaft „passt“, entsteht die Notwendigkeit der Geldmengenregelung.¹⁶ Sie ist ein Kennzeichen einer entwickelten Volkswirtschaft, die dafür die erforderlichen Regelinstrumentarien schafft und institutionalisiert. In dieser Situation ist nicht das Tauschmittel der begrenzende Faktor, sondern die volkswirtschaftliche Leistungskraft (wofür viele verschiedene begrenzende Faktoren verantwortlich sein können: Sättigungserscheinungen, Rohstoff- und Energieprobleme, Steuerungseffizienz der Institutionen usw.). In dieser Situation, einfach mehr Geld zu emittieren, forciert nicht die Entwicklung, sondern führt zur Inflation. Die Geldmengenregelung ist in einer modernen Volkswirtschaft durch ein zweistufiges Finanzsystem institutionalisiert. Und bei dieser institutionalisierten Regelung spielt das Gleichgewicht von Sparen (Herausnahme von Geld bzw. Kaufkraft) und Krediten (Zurückführung von Geld bzw. Kaufkraft) für die GBen eine grundlegende Voraussetzung. Für die Geldemission durch die ZB sind nicht Ersparnisse von Belang, sondern das (geschätzte) Entwicklungspotential der Wirtschaft im Kontext aller möglicher „Störungen“ im Zusammenspiel von Psychologie, technischen Innovationen, politischen Strategien usw.

(Zur Vermeidung von Missverständnissen. In einem elementaren Sinn setzt Geldemission, um wirtschaftliche Aktivitäten auslösen zu können, im System reale Speicher voraus, aus denen die Grundbedürfnisse derjenigen Menschen, deren Arbeit durch das emittierte Geld „vorfinanziert“ wird, gedeckt werden können. Wenn alle Menschen für das Minimum des täglichen Nahrungsbedarfs ‚bis Anschlag‘ arbeiten und alle vorhandenen Maschinen auf Höchsttoure laufen müssten, wäre auch mit der größten Menge Geld im System keine Investition möglich. Solche realen Speicher oder Entwicklungspotentiale sind aber praktisch immer vorhanden. Von daher ist bei fehlendem Tauschmittel Geldemission sinnvoll. Die Frage ist nur, wie schnell solche Potentiale in einem Entwicklungsprozess in Wirtschaftsaktivitäten umgesetzt werden können, für die Geld erforderlich ist. Von dieser Geschwindigkeit der Entwicklung hängt es dann ab, mit welcher Geschwindigkeit die Ausweitung der emittierten Geldmenge zu erfolgen hat).

Braucht man für eine neue Entwicklungspolitik eine neue Geldtheorie?

Die Argumentation von Betz: Weil die offizielle Lehrmeinung, das „alte Paradigma“, besage, dass Ersparnisbildung notwendigerweise „am Anfang“ einer (volkswirtschaftlichen) Entwicklung stehen müsse, und Länder, die sich in einer ‚afrikanischen‘ Situation befinden, einfach nicht sparen könnten, böte sich dann für sie nur noch die Möglichkeit, Entwicklung durch ausländisches Kapital in Gang zu bringen bzw. zu beflügeln. Was mit den bekannten und kaum zu bestreitenden verheerenden Konsequenzen für die Entwicklungsländer verbunden ist (Schuldenfalle, Abhängigkeit, Ausbeutung usw.). Es gehe darum, sich vom Irrtum der Lehrmeinung, die die Entwicklungsländer in die verhängnisvolle Abhängigkeit treibt, zu befreien und dadurch ganz andere, eigenständige Entwicklungsmöglichkeiten zu entdecken. Richtig, aber dafür braucht man nicht die „Kreditschöpfungstheorie“! Dazu müssen GBen

¹⁶ Damit soll nun keinesfalls behauptet werden, dass in den früheren Zeiten die Geldemissionen stets im Rahmen der für die Wirtschaftskraft angemessenen Geldmenge blieb. Wenn z.B. der münzprägende Fürst einen zu extensiven Gebrauch von seinem Privileg machte, kam es zur „Teuerung im Lande“. In der Tat ist die Geschichte des Geldes immer auch eine Geschichte der Inflation gewesen.

nicht Kredite „aus dem Nichts schöpfen“ können. Dafür reicht es normalerweise, dass die ZB dazu in der Lage ist! In einer Situation, wo das Tauschmittel Geld der begrenzende Faktor ist, kann und muss die ZB aktiv werden. Aber sind Entwicklungsländer heute in einer Situation, die mit jener historischen Phase der Geldentstehung vergleichbar ist? Zwar gibt es in Entwicklungsländern, besonders in Afrika, gleichzeitig massenhaft brachliegende Arbeitskraft und massenhaft nicht erfüllte Bedürfnisse. Es fehlt aber nicht am Tauschmittel Geld als solchem, denn ohne Zweifel haben afrikanische Notenpressen das ihre getan (und mehr als das). Der Punkt ist, es fehlt an vertrauenswürdigem, stabilem Geld. Und hier liegt das eigentliche Problem. Wo Käuflichkeit, schamlose Bereicherungssucht, inkompetentes, chaotisches Handeln der Eliten, Korruption in Regierung und Verwaltung usw. alltäglich sind, wird keine gesellschaftliche Institution über hinreichendes Vertrauen verfügen und so auch nicht das Geld. Zur Vertrauensbildung gehört die kluge, verantwortungsvolle Anpassung der Geldmenge an die aktuell vorhandene Leistungskraft und ihre mögliche möglichst stetige Entwicklung. Um die zu gewährleisten, wäre die willkürliche Möglichkeit der GBen, Kredite aus dem Nichts zu schöpfen (um die Zinsen dafür kassieren zu können, ohne Zinsen für Einlagen zahlen zu müssen), das Letzte, was hilfreich wäre. Aber zum Glück können das auch die Banken in Afrika nicht. Hier liegt also nicht die Quelle für das Vertrauensdefizit. Das dürfte sich vielmehr zu einem Großteil daraus speisen, dass es nicht gelingt, die (ersparnisunabhängige) Geldemission der ZB in richtiger Dosierung an die vorhandene Wirtschaftsleistung bzw. deren Entwicklungspotential anzupassen. Ohne Vertrauen in die Geldwertstabilität bleiben die Ersparnisse niedrig. Und es fehlt an Geld für Investitionen. Diesem Mangel durch zusätzliche Geldemission aufhelfen zu wollen, löst das Problem gerade nicht, sondern verschärft es, weil die dadurch ausgelöste Inflation das Vertrauen weiter untergräbt. Das Land ist in einem Teufelskreis gefangen.

Ausländisches Kapital ist keine Entwicklungshilfe, im Gegenteil. Darin stimme ich mit Betz voll und ganz überein. Entwicklungspolitik, die auf ausländisches Kapital setzt, führt nicht nur zu den vielfach diskutierten und unbestreitbaren wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Problemen im Allgemeinen, sondern das ausländische Kapital ist auch kontraproduktiv in Bezug auf die eigentliche Aufgabe: Vertrauen zu erzeugen. Es verstärkt die Korruption (es ist „ein gefundenes Fressen“ für die Eliten und Machthaber), und es verstärkt als „gefundenes Fressen“ insgesamt in der Gesellschaft die Mentalität, dass es nicht auf die eigenen Kräfte und deren Mobilisierung ankomme.

Beispiele in Ostasien belegen, dass Entwicklung allein auf der Basis eigenen Geldes sehr wohl möglich ist. Aber sicher nicht dadurch, dass GBen Kredite nach Bedarf „geschöpft“ haben, sondern dass die ZB durch ‚richtige‘ – auf die Entwicklung abgestimmte – Geldemissionspolitik das Vertrauen in die eigene Währung erhalten hat, wobei dann sogar eine erstaunlich schnelle Entwicklung stattfand, weil aufgrund der hohen Sparraten (was Geldstabilität zur Voraussetzung hat) reichlich Kapital für Investitionen zur Verfügung stand. In einem anderen Zusammenhang schreibt Nobelpreisträger Joseph Stiglitz: „Doch obgleich die ostasiatischen Länder angesichts ihrer hohen Sparraten kein zusätzliches Kapital brauchten, wurden sie Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre zu einer Liberalisierung des Kapitalverkehrs gedrängt“¹⁷. Dass ausländischem Kapital z.B. nach Thailand der Weg Ende der 80er Jahre geöffnet wurde, das hat sehr viel mit dem Dogma vom automatischen Vorteil freien Kapitalverkehrs (und der Macht derer, die davon profitieren) zu tun, aber beim besten Willen nichts damit, dass sich die herrschende Geldtheorie in ihrem Dogmatismus der „Einsicht“ verschlossen habe, dass GBen Kredite ohne Einlagen vergeben können.

¹⁷ Joseph Stiglitz: Die Schatten der Globalisierung, Siedler, Berlin 2002, S.119.

Braucht man die neue Geldtheorie, um die moralische Berechtigung des Zinses zu widerlegen?

Thomas Betz schreibt: „Denn gerade die Erkenntnis, dass Investition weder Ersparnis noch Konsumverzicht notwendig voraussetzt, gibt der Frage nach einer moralischen Legitimation eines positiven Zinssatzes einen wirklichen Sinn“ (TB S.8). Dieser Satz kann eigentlich nur bedeuten, dass die neue Geldtheorie nicht nur eine Hilfe zur Widerlegung der moralischen Legitimation des Zinses liefert, sondern diese Legitimierung wirklich stichhaltig außer Kraft setzt. Letzteres bezweifle ich. Aber zunächst zeige ich, dass für eine stichhaltige Widerlegung der moralischen Legitimierung des Zinses die neue Geldtheorie nicht gebraucht wird, es gibt Argumente, die tragen:

(Erstens) Die pauschale Begründung der moralischen Berechtigung des Zinses mit dem Konsumverzicht des Sparerers, der belohnt werden müsse, ist in sich widersprüchlich, ja, absurd. Denn keineswegs ist immer mit dem Sparen ein Konsumverzicht verbunden, der finanzieller Belohnung bedürfe. In der Realität ist es vielmehr so, dass es gerade diejenigen sind, die am wenigstens echten Konsumverzicht leisten, die am meisten sparen können. Es sind die oberen Einkommensschichten, die die höchsten Sparraten haben und zudem einen höheren Zinssatz für ihre Anlagen erzielen als die kleinen Sparer, bei denen Sparen tatsächlich mit Konsumverzicht verbunden ist.

(Zweitens) Aber auch, wo Sparen tatsächlich Konsumverzicht bedeutet, bedarf es keiner zusätzlichen Belohnung. Denn Sparen trägt seinen Lohn in sich selbst. Wer spart, kann sich Geräte/Werkzeuge/Maschinen zur Erhöhung seiner Leistungskraft und Alltagseffizienz anschaffen; er hat eine Reserve für die unvorhersehbaren Wechselfälle des Lebens; er kann sich zu einem späteren Zeitpunkt größere Wünsche erfüllen und er hat ggf. Mittel zur Verfügung, sich in veränderten Situationen eine neue Existenz aufzubauen. Diese gewichtigen Pluspunkte haben in der Tat zu allen Zeiten als Motiv zum Sparen ausgereicht. Wo immer es für den einzelnen möglich war und angesichts der Stabilitätsverhältnisse angebracht erschien, wurden „Schatzkammern“ angelegt.

(Drittens) Eine finanzielle Belohnung für Sparen in Form des Zinses ist in sich widersinnig, weil der Sparer, indem er das Gesparte in Form von Geld anlegt, eine Systemleistung in Anspruch nimmt – die Aufbewahrung und Werterhaltung seiner Ersparnisse. Wenn er seine Ersparnisse nur in irgendeiner materiellen Form anhäufen könnte, müsste er die Kosten für Aufbewahrung und Schutz (gegen den „Zahn der Zeit“, „Rost und Motten“, „Diebe und Räuber“) selber tragen. Und logischerweise ist es derjenige, der über die größten Reichtümer verfügt, auch derjenige, der am meisten von der kostengünstigen Aufbewahrung und Werterhaltung seiner Ersparnisse profitiert. Dank des Geldsystems kann der Reiche seinen Besitz in Geldvermögen transformieren, und die Gesellschaft sorgt für die Werterhaltung und eröffnet ihm zugleich die Möglichkeit, sein Geldvermögen oder beliebig große Teile davon in späteren Lebenssituationen in der für ihn jeweils günstigsten Form zu nutzen. Dass er für diese Leistung nicht bezahlt, ihm stattdessen noch eine Belohnung zustehen soll, ist moralisch betrachtet nicht nachvollziehbar. Vollends offensichtlich wird die Absurdität der moralischen Berechtigung des Zinses als Belohnung für den Sparer, wenn man ihr Gegenstück: die Bestrafung des Kreditnehmers durch den Zins in die Überlegung einbezieht. Indem der Kreditnehmer Geld in den Wirtschaftskreislauf zurückführt, trägt er zur Erhaltung der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft bei, ohne die der Sparer seine angesammelten Anrechte zu einem späteren Zeitpunkt nicht realisieren könnte. Kreditgeben und Kreditnehmen bilden zwei Seiten

eines Prozesses, der im Interesse aller liegt, und es ist nicht überzeugend, der einen Seite einen Preis, der anderen einen Lohn zuzuordnen.

Zudem ist die Argumentation von Thomas Betz hier nicht wirklich kritisch und auch nicht stichhaltig: Er stellt innerhalb der Argumentationskette zur moralischen Rechtfertigung des Zinses: „Sparen ist Konsumverzicht“, „Konsumverzicht ist aus moralischen Gründen belohnenswert“, „Investitionen sind auf Ersparnisse angewiesen“ nur den letzteren Punkt in Frage, lässt aber die in der Kette vorhandenen irrigen Vorstellungen unkritisiert stehen: dass Sparen immer Konsumverzicht sei und dass Konsumverzicht moralisch gesehen zusätzlich belohnt werden müsse. Wenn er aber diese Vorstellungen nicht zurückweist, ist letztlich seine Argumentation nicht stichhaltig. Na schön, kann man ihm nämlich dann entgegenhalten, mag es richtig sein, dass man die Ersparnisse gar nicht braucht, trotzdem muss das Sparen aus moralischen Gründen belohnt werden.

Was bringt die neue Geldtheorie für die Kapitalismuskritik?

Thomas Betz sagt, „dass die Existenz eines Kapitals im herkömmlichen Sinne, nämlich als Akkumulation entweder realer Werte oder aber verbriefter Leistungsansprüche in den Händen weniger, nicht nur für Entwicklungsprozesse, sondern auch für die nachhaltige Existenz nicht nur obsolet, sondern auch kontraproduktiv ist“ (TB S.11). Ein wenig sperrig formuliert, aber zutreffend. Und weiter heißt es, es sei ein „Unsinn, dass Unternehmen (oder andere, die das Kapital zur Verfügung stellen) Gewinne machen müssen, um investieren und Löhne zu bezahlen können“. Richtig: Unternehmen müssen keine Gewinne machen, um investieren zu können. Die Investitionen können wie jedermann weiß auch fremdfinanziert sein – und das Geld dafür muss auch nicht unbedingt aus den Gewinnen anderer, sondern kann durchaus aus den Ersparnissen von Lohnempfängern stammen. Unternehmen müssen keine Gewinne *wegen der Finanzierungsmöglichkeit für Investitionen* machen; ich würde allerdings hinzufügen: sie müssen Gewinne machen, weil es sonst bald keine Unternehmen mehr gäbe und niemand das Risiko, die Verantwortung und vielfach auch den Leistungsstress des Unternehmers auf sich nehmen würde. Ich habe auch nicht die geringste Mühe, Investitionen als „Vorfinanzierung von Arbeit“ zu begreifen. Ich habe allerdings die größte Mühe, die Logik des Zusammenhangs dieser Aussagen mit der „Kreditschöpfungstheorie“ nachzuvollziehen.

Wörtlich heißt es: **„Wenn es aber Unsinn ist, dass irgend jemand vorher etwas gespart haben muss (der Unternehmer selber oder ein anderer, der ihm – vermittelt über das Intermediär Geschäftsbank – sein Erspartes leiht), damit investiert und gearbeitet werden kann, dann ist es natürlich auch Unsinn, dass Unternehmen (oder andere, die das Kapital zur Verfügung stellen) Gewinne machen müssen, um investieren und Löhne zu bezahlen können“** (TB S.11). Ich stimme wie gesagt dem zweiten, dem Dann-Teil des Satzes voll zu und halte den ersten Teil, den Wenn-Teil für falsch. Wie ist das möglich? Das ist aufgrund logischer Gesetze nur möglich, wenn der Schluss von vom WENN zum DANN falsch ist. Die „Ableitung“, die hier vorgenommen wird, muss ein Trugschluss sein.

Zum Nachweis nehme ich eine Vereinfachung vor, indem ich das in Klammern Gesagte weglasse und das blumige „Unsinn“ durch ein klares „nicht“ ersetze. So ergibt sich als Grundstruktur:

WENN nicht(Investition erfordert Sparen) DANN nicht(Investition erfordert Gewinn), oder formalisiert: WENN $\neg(i \rightarrow s)$ DANN $\neg(i \rightarrow g)$.

Jetzt erkennt man sofort, dass ein solcher Schluss nicht zulässig ist, denn die beiden Seiten enthalten unterschiedliche Terme: s und g, zwischen denen keine Verbindung besteht. Eine solche Verbindung wird vorgetäuscht, indem durch die Erläuterung in Klammern („ der Un-

ternehmer selber oder ein anderer, der ihm – vermittelt über das Intermediär Geschäftsbank – sein Ersparnes leiht) der Unternehmer als Sparer ins Spiel gebracht wird, wobei die Vorstellung entsteht, das Ersparte komme aus dem Gewinn. Und das ist natürlich nur *eine* Möglichkeit. Das Ersparte (das für Investitionen verwendet wird) kann wie gesagt auch aus den Löhnen bzw. Einkommen arbeitender Menschen stammen.

Die DANN-Aussage ist also gar nicht aus der WENN-Aussage abgeleitet, hier wird nur eine Ableitung vorgetäuscht. Was wie ein Schluss aussieht, stellt sich logisch als ein Trug- bzw. Scheinabschluss dar. Ein ziemlich geschickt verpackter: Wer macht sich schon die Mühe, die Struktur des Schlusses aus den Zusätzen in Klammern auszuwickeln!

Fazit: Wie in den vorausgegangenen Punkten sehe ich auch für die allgemeine Kapitalismuskritik keinen (emanzipatorischen, erhellenden oder entlarvenden) Erkenntnisgewinn durch das neue „Post-Tauschparadigma“. Für all diese berechtigten Kritikpunkte, Einsichten, programmatischen Ansätze wird nicht benötigt, dass GBen Kredite aus dem Nichts schöpfen können. Es wäre auch schade, wenn all diese wichtigen Wahrheiten verlangten, an die „Kreditschöpfungstheorie“ zu glauben. Es wäre beinahe so, wie wenn man, um an die Wahrheit von Jesu Botschaft glauben zu können, einen Unsinn wie z.B. die Jungfrauengeburt für wahr halten müsste.

Was hat die „Kreditschöpfungstheorie“ mit der Umlaufsicherungsgebühr zu tun?

Ich komme zum letzten Punkt, der für die Freiwirtschaft von besonderer Bedeutung ist, der Behauptung, dass in einem „endogenen Geldsystem“ (wie es das unsere angeblich sei), in dem die GBen die Kredite aus dem Nichts schöpfen, die vorgeschlagene Umlaufsicherungsgebühr nicht wirken würde. Mehr noch: Es sei nicht nur zu befürchten, „dass die erhoffte expansive, belebende, der Deflation gegensteuernde Wirkung nicht eintreten würde, sondern dass schlimmstenfalls sogar kontraproduktive, deflationäre Prozesse die Folgen wären“ (TB S.13). Eine Begründung dafür wird nicht gegeben, stattdessen aber in Anlehnung an eine Äußerung von Otto Steiger (einer der „Eigentumstheoretiker“, s. Fußnote 14) die dringende Forderung an die Freiwirtschaftler erhoben, „sich eines modernisierten Bildes vom Geld (zu) befleißigen“ (TB S.13).

Christopher Mensching¹⁸, ein anderer Vertreter des „neuen Paradigmas“, bietet eine Erklärung, warum die Umlaufsicherungsgebühr nicht wirken kann, die man (wie vorgeschlagen) auf Bar- und Giralgeld erhebt. Die Folge wäre nicht nur, dass die Leute ihre Bargeldbestände optimieren, sondern „dass in größerem Umfang Sichtguthaben in Spar- und Termineinlagen umgewandelt werden würden“. Ja, und wer nun glaube, dass damit doch das Ziel erreicht und das Geld zur Nutzung durch andere in den Umlauf gebracht sei, ist „ein Gefangener im Gedankenlabyrinth eines überholten Paradigmas“¹⁹: Die GBen brauchen „von dritter Seite“ nun einmal kein Geld für Kredite. „Demgemäß handelt es sich bei der Umwandlung von Sichtguthaben in Termin- oder Sparguthaben auch nur um einen Passivtausch in der Bankbilanz!“²⁰. Was heißt das im Klartext? Die GBen, obwohl sie das Geld nicht brauchen, spielen mit, dass die Kunden Guthabenbestände, die vorher unter einem gebührenpflichtigen Titel verbucht waren (Giralguthaben), nun unter einem nicht gebührenpflichtigen Titel verbuchen lassen (Termin- und Sparguthaben). Das bringt den GBen nichts, das kostet sie auch nichts – auf gut Deutsch: Beihilfe zur Gebührenhinterziehung als reiner Freundschaftsdienst für die Bankkunden. Massenhaft. Hier steht dann der „Geldschöpfungstheoretiker“ wieder vor sei-

¹⁸ Christoph Mensching, a.a.O. S.36

¹⁹ Ebd. S.37 und S.38

²⁰ Ebd. S.38

nem Grundproblem: erklären zu müssen, wieso der Staat nicht in der Lage sein soll, dagegen ein effektives Gegenmittel zu finden.

Anmerkung: Auch wenn die GBen das von den Kunden aufgenommene Geld benötigen und an Kreditnehmer weiterleiten (wie sie es tun), wird hier ein ernstzunehmendes Problem sichtbar. Es ist ja gar nicht garantiert, dass die GBen so viel „Stoff“ für Kredite benötigen, wie die Kunden vor der Umlaufsicherungsgebühr retten wollen! Von daher muss das zwecks Vermeidung der Umlaufssicherungsgebühr den Banken für die Kreditvergabe überlassene Geld nun seinerseits einer Umlaufsicherungsgebühr unterworfen werden, die die Banken abzuführen haben. Wodurch diese daran interessiert sind, die Kreditvergabe zu forcieren. Das wäre von der Logik her kompatibel mit der Grundidee, denn die „Geldhortung“ ist ja nun bei den Banken lokalisiert, die durch die Gebühr aufgelöst werden muss. Was aber, wenn die Banken trotz aller Bemühungen nicht genug Kreditnehmer finden? Dann werden sie ihrerseits wenig Interesse haben, Geld von Kunden vor der Umlaufsicherungsgebühr zu retten. Und das bedeutet dann – daran gibt es m.E. nichts zu deuteln: die Geldreform ist eine Vermögenssteuer auf Zeit, die solange existiert, bis ein neues Gleichgewicht zwischen Kreditnachfrage und Kreditangebot entstanden ist.

Mein Resümee:

Man braucht die „Kreditschöpfungstheorie“ nicht.

Nicht, um unser Geldsystem besser verstehen zu können und auf dieser Basis zu sachgemäßen und effektiven Reformvorschlägen zu gelangen.

Nicht, um die Finanzkrisen, insbesondere auch die gegenwärtige Krise, zu verstehen.

Nicht zur Fundierung der Kritik an der herrschenden kapitalorientierten Entwicklungsphilosophie oder für irgendein anderes emanzipatorisches, an Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit orientiertes Projekt.

Es ist für nichts und niemand von Belang (außer für ihre Vertreter natürlich), dass die „Kreditschöpfungstheorie“ falsch ist. Ich kenne kein Projekt, angesichts dessen es irgendwie bedauerlich wäre, dass GBen kein Geld „aus dem Nichts schöpfen“. Selbst der radikalste „Bankenhasser“ findet genug Zündstoff im heutigen Bankensystem – ohne den Banken vorwerfen zu müssen, sich durch „Geldschöpfung“ schamlos zu bereichern und Instabilitäten für das gesamte Wirtschaftssystem auszulösen. Sie tun das auch so.

Ausblick

Allein mit dem Wort „Schöpfung“ wird den Banken viel zu viel Ehre erwiesen! Das Thema „Geldschöpfung und Banken“ ist auf ganz andere Weise interessant. Nicht durch „Kreditschöpfung“, durch Spekulation pfuschen die GBen der ZB ins Handwerk. Es wäre notwendig, die Praxis von GBen, im großen Stil spekulative Geschäfte zu betreiben, im Blick auf die Aufgabe der ZB, durch Geldschöpfung die Wirtschaft mit der angemessenen Geldmenge zu versorgen, genau zu analysieren und darzustellen, in welchem Umfang und auf welche Weise die GBen ihrer eigentlichen Aufgabe, die Wirtschaft kontinuierlich mit Geld zu versorgen, nicht gerecht werden, und wie ihr Fehlverhalten die Funktion der ZB behindert, stört, erschwert, Übersteuerungen auslöst, problematische Geldemissionen erzwingt usw. Die Finanzkrise lieferte die Fülle an Material für eine solche hochaktuelle Analyse. Umlaufsicherung des Geldes, Geldwertstabilität, aber auch (systematische) Umverteilung von Unten nach Oben, die mit unserem Geldsystem verbunden ist – ohne grundlegende Einbeziehung der ständig an Dynamik und Umfang zunehmenden spekulierenden Finanzindustrie können diese Probleme m.E. nicht sachgemäß analysiert und keine effektive Lösungen vorgeschlagen werden.

„Geldschöpfung durch die Banken“ und kein Ende?

Ich wollte dieses leidige Thema mit meinem Artikel „Wie ich vom Bann der ‚Kreditschöpfungstheorie‘ loskam“ (www.mueller-reissmann.de) eigentlich hinter mich bringen, nun werde ich mit diesbezüglichen Streitdialogen elektronisch überschwemmt. Was da nicht alles in Verdacht gerät, eine „Geldschöpfung durch Banken“ zu sein! Manche wollen sie bereits bei der normalen Kreditvergabe oder der Schaffung von Giralgeld als solchem am Werke sehen. Und dass gar die Giralgeldmenge insgesamt bei weitem die Menge des „echten“, des Zentralbankgeldes übersteigt, schreit förmlich nach einem Schöpfungsakt von Seiten der Banken. Doch jenseits von solchem Vor- oder Randgeplänkel beißen sich die „Profis“ am eigentlichen Streitpunkt, der „Kreditschöpfung aus dem Nichts“, fest und überziehen sich gegenseitig mit ironischer Polemik (sprich: Häme). Ich finde den Diskussionsstil unfruchtbar und auch nicht angebracht, denn das Geldthema „hat es in sich“ und ist alles andere als „eingängig“. Nur das Geld ist etwas Reales und Gültiges in einem: ein Bewertungsmaßstab, der täglich mit gesicherten Fahrzeugen an bestimmte Orte gefahren werden muss. Die Alltagssprache redet auf äußerst unscharfe Weise vom Geld und leistet der Verwirrung Vorschub. Wenn es z.B. heißt, jemand habe viel Geld, was ist damit konkret gemeint? Dass er die Taschen voller Banknoten hat? Oder dass seinen Konten in irgendwelchen Listen große Zahlen zugeordnet sind? Oder dass er an eine Reihe großer Wetten beteiligt ist? Und wenn es heißt, dass jemand „sein Geld nicht wiedersieht“, so ist damit keineswegs gesagt, dass er es jemals gesehen hat.

Wer das komfortable Gefühl hat, das Geldsystem „an allen vier Zipfeln“ gepackt zu haben, sollte Polemik gegen die „Suchenden“ und „Irrenden“ nicht nötig haben. Ich für meinen Teil habe wenig Interesse an einer endlosen, sich (elektronisch) „verzetteln“ Diskussion, die aus den persönlichen Verletzungen der Diskutanten ständig neue Nahrung bekommt, ohne die Sachprobleme zu klären oder wenigstens ein gemeinsames Verständnis der strittigen Punkte zu erarbeiten.

Vielleicht kann ich mit den folgenden Überlegungen dazu einen Beitrag leisten. Ich möchte bei diesem Versuch ohne Herabsetzung Andersdenkender auskommen. Dass ich dabei gewissermaßen „ganz von vorn“ anfangen, ist weniger eine pädagogische Masche („Wie sage ich es meinem Kinde?“), sondern mehr so etwas wie Selbstvergewisserung. Denn das komfortable Gefühl, das Geld- und Kreditproblem völlig durchschaut zu haben, steht mir leider nicht zur Verfügung. Ich werde mich bei meinem Klärungsversuch auf eine etwas unübliche Weise und mit eigenwilliger Terminologie Schritt für Schritt voranzutasten und dabei versuchen, in alle möglichen Denkfallen zu tappen, um mich daraus zu befreien. Ich beginne mit der berühmten „black box“...

Was ist eigentlich eine Bank und wozu ist sie gut?

Ich stelle mir eine Bank als eine große Kiste vor, verwaltet von einem Bankier, und das Geld als schöne runde Gulden (die z.B. der münzprägende König des Landes in Umlauf gebracht hat). In die Kiste kann jeder, der eine zeitlang eine gewisse Menge an Gulden nicht braucht, diese zur sicheren Aufbewahrung „einlegen“. Dafür bekommt er vom Bankier eine „Einlage-Quittung“, die diesen verpflichtet, die eingelegten Gulden nach vereinbarter Frist wieder auszuzahlen. Der „Einleger“ hat nun vorerst keine Gulden mehr, sondern stattdessen ein Guthaben bei der Bank. Aus der Kiste kann der Bankier Gulden herausnehmen und für eine bestimmte Frist an andere verleihen. Dafür muss der Kreditnehmer der Bank eine „Kredit-Quittung“ ausstellen (eine Empfangsbestätigung und Rückgabeverpflichtung). Das heißt

aber auch, dass der Einleger, der seine Gulden in ein Guthaben verwandelt hat, nicht nur selbst die Gulden nicht mehr hat, sondern dass sie über kurz oder lang auch nicht mehr in der Kiste sind. Das Guthaben, das von außen wie ein Aufbewahrungsort für Gulden erscheint, ist gewissermaßen „leer“. Und daraus folgt (was für manche rätselhaft ist), dass die Guthaben größer sein können als die Guldenmenge insgesamt. Paradox formuliert: Gerade weil „auf“ Konten kein Geld ist, kann „auf“ ihnen mehr Geld sein, als es überhaupt gibt (s.u.).

Der Bankier erfüllt eine wichtige Funktion im Geldkreislauf, denn würden alle zu Hause horten, was sie an Geld momentan nicht brauchen, würde es bald im Wirtschaftskreislauf an Geld fehlen und Handel und Wandel nur noch sehr schleppend möglich sein (das Königreich würde unter dem leiden, was man eine Deflation nennt). Klar ist auch, dass der Bankier insgesamt die bei ihm für gewisse Fristen eingelegten Gulden und die für gewisse Fristen verliehenen Gulden in Einklang bringen muss (was nichts weiter verlangt als eine ordentliche Buchführung und ein Rechenverfahren, das die Fristen berücksichtigt). Und da er weiß, dass auch mal ein „Einleger“ seine Gulden früher zurück haben will als vereinbart, oder ein Kreditnehmer seinen Kredit nicht zurückzahlt, wird der kluge Bankier, um nicht in Zahlungsschwierigkeiten zu geraten (und in Gefahr, von zornigen Einlegern gelyncht zu werden), immer eine gewisse Reserve in der Bank lassen und nicht alle Gulden verleihen. Und er wird auch Geld nur an solche Leute verleihen, bei denen er sicher sein kann, dass er das Geld auch zurückbekommt (oder sich zurückholen kann, weil es bei ihnen was zu holen gibt. Was bedeutet: Chance auf Kredit hat vor allem der Eigentümer, z.B. ein Grundbesitzer).

Klar: Wäre eine Bank nur eine solche Kiste und Geld immer Gulden, käme niemand auf den Gedanken, dass der Bankier mehr Gulden aus der Kiste herausnehmen und verleihen kann, als in die Kiste von Einlegern eingelegt wurde (es sei denn, man unterstellte, dass der Bankier eine geheime Guldenpresse in seinem Keller versteckt hält). Unter dieser Bedingung ist der Gedanke einer „Geldschöpfung durch eine Bank“ schlechterdings undenkbar. Die Bank verwandelt lediglich vorhandenes „kaufkraft-inaktive“ Gulden (=Ersparnisse, die ohne Bank in Privatschatullen und unter Kopfkissen herumliegen) in „kaufkraft-aktive“ Gulden (denn kaum jemand wird sich Geld leihen, um es auch nur unter sein Kopfkissen zu legen). In diesem weitesten Sinne könnte man sagen: Banken „schaffen“ Kaufkraft, aber nicht neue, zusätzliche, indem sie die Geldmenge vermehren, sondern indem sie die Nutzung der an sich existierenden Geldmenge verstetigen (man sagt auch: Banken erhöhen die Umlaufgeschwindigkeit bzw. (präziser) die Einsatzhäufigkeit des Geldes). Das Verfahren impliziert hier automatisch, dass nicht mehr Kaufkraft via Kreditvergabe in den Wirtschaftskreislauf zurückgeführt wird, als zuvor an Ersparnissen aus ihm herausgenommen wurde.

Oder ist das alles doch nicht so klar? Bei Andreas Eschbach (in: Carl Amery (Hrsg.): Briefe an den Reichtum, S.31) lese ich den Satz. „Wann immer jemand einen Kredit aufnimmt, vermehrt er dadurch nebenbei die Geldmenge genau um den Betrag seines Kredites“. Der Kreditnehmer hat doch jetzt eine Menge Geld, die er vorher nicht hatte, und der Kreditgeber behält doch auch „sein Geld“! Der schlichte Fehler: der Kreditgeber hat eben sein Geld nicht mehr, sondern hat es in ein Guthaben verwandelt (und manche Unwägbarkeit entscheidet darüber, ob er es je und in voller Höhe wieder in Geld zurückverwandeln kann).

Einlage-Quittungen für Gulden als Kaufmittel statt Gulden

Ich gehe einen Schritt weiter, und dieser Schritt wurde von den Banken schon vor Jahrhunderten, eigentlich schon zu Beginn des Bankwesens, vollzogen. Man kann in die große Kiste auch Gulden „fristlos“ einlegen. Diese kann man, wenn man will, sich täglich wieder auszahlen lassen. Die „Einlage-Quittungen“ dafür nennen wir der Kürze halber „EQuittis“.

(Der kundige Leser merkt sofort, dass ich auf das Giralgeldproblem zusteure. Dieses ist für die „Kreditschöpfungsfrage“ das eigentlich interessante und verwirrende!). Wozu sind sie gut? Ein Geschäftsmann sei im Besitz von EQuittis. Er könnte sie für einen geplanten Einkauf zuvor zu Gulden zu machen, doch er findet es bequemer, dem Verkäufer mit EQuittis zu bezahlen, und dieser kann sich dann, wenn er mag, die entsprechende Guldenmenge von der Bank aushändigen lassen, oder die EQuittis, auch aus Bequemlichkeit, für eigene Einkäufe weiter benutzen. Besonders interessant wird diese Möglichkeit, wenn die Bank Filialen in entfernten Orten hat oder mit dortigen Banken zusammenarbeitet. Der Händler muss auf unsicheren Straßen nicht mit einer Kiste voller Gulden reisen, sondern bezahlt in der fernen Stadt mit EQuittis. An die Stelle des Zahlungsmittels Gulden ist für den Geschäftsmann das Zahlungsmittel „Quittung für bei einer Bank eingelegte Gulden“, der EQuitti, getreten. Ob und wie nun der Transport der Gulden vonstatten geht, ist für ihn uninteressant (so wie auch dem normalen Geldnutzer heute die „Rückseite“ des Zahlungsverkehrs nicht interessiert).

Frage: Hat sich damit die Menge der Zahlungsmittel vergrößert? Haben sich die Banken, indem sie EQuittis ausstellen, die sich als Zahlungsmittel verwenden lassen, als „Geldschöpfer“ betätigt und zwar (präziser gefragt) als „Geldschöpfer“, die zusätzliches Geld und damit zusätzliche Kaufkraft in die Wirtschaft gebracht haben?

Antwort: Nein, denn der Händler hätte genau den gleichen Handel tätigen können, wenn er zuvor seine EQuittis wieder in Gulden eingetauscht und damit eingekauft hätte. Er kann mit dem neuen Zahlungsmittel kein Quäntchen mehr an Waren einkaufen. Sein Vorteil ist nichts weiter als Bequemlichkeit und Sicherheit.

Noch einmal: Erhöhung der Geldmenge durch Kredite?

Das gedankliche Verwirrspiel beginnt, wenn man nun im nächsten Schritt die Kreditvergabe und das neue Zahlungsmittel EQuitti in Verbindung bringt. Der Kreditnehmer bekommt von der Bank statt schöner runder Gulden eine entsprechende Menge an EQuittis, mit denen er einkaufen kann. Er wird also real in dieselbe Lage versetzt, als hätte er Geld „eingelegt“. (Im heutigen realen Verfahren bekommt er die Kreditsumme auf sein Girokonto, von dem er für Zahlungen Gebrauch machen kann).

Hat sich aber durch die auf Kreditbasis ausgegebenen EQuittis nicht die Menge der Zahlungsmittel erhöht? Und bedeutet das nicht, da Zahlungsmittel doch Geld sind, eine Erhöhung der Geldmenge durch Gewährung von Krediten? Mit solchem „Gedankengut“ haben wir meines Erachtens eine der Quellen der Verwirrung vor uns, aus der sich der trübe Strom „Kreditschöpfungslehre“ speist (Pardon, jetzt habe ich mich doch zur Polemik hinreißen lassen!). Anscheinend hat dieses „Gedankengut“ bis in Aussagen der Deutschen Bundesbank Eingang gefunden. In der von ihr für Schulen herausgegebenen Broschüre „Geld und Geldpolitik“ heißt es auf S.59: "Daneben ist das Bankensystem aber auch in der Lage, durch die Gewährung von Krediten aktiv Giralgeld entstehen zu lassen und damit die Geldmenge insgesamt zu erhöhen". In Wahrheit hat die Bank doch nur anstelle der Gulden ein Äquivalent in Form von EQuittis ausgegeben. Da die Gulden bei der Bank verbleiben, hat sich die Menge der Zahlungsmittel nicht erhöht. Es hat genau dasselbe stattgefunden, was bei allen Krediten stattfindet: Verwandlung von „inaktiven“ (stillgelegten) Zahlungsmitteln in „aktive“, mit denen Käufe getätigt werden.

Erhöhung der Geldmenge durch Kredite auf der Basis von EQuittis?

Bis jetzt hat unser Bankier die Gulden nicht angerührt, die Einleger ohne Fristfestlegung eingelegt haben. Hier muss der Bankier täglich damit rechnen, dass die Einleger selbst oder ihre

Geschäftspartner, die die EQuittis als Zahlungsmittel akzeptiert haben, sich ihr Äquivalent in Gulden auszahlen lassen. Gleichzeitig werden wieder neue Gulden kurzfristig eingelegt. Er erlebt das tägliche Spiel der Verwandlung von Gulden in EQuittis und umgekehrt. Nach einer gewissen Zeit erkennt er jedoch, dass auch von diesen Einlagen immer ein gewisser Sockelbetrag, gewissermaßen ein Bodensatz an Gulden in der Bank bleibt. (Einfach, weil es eine „natürliche“ durchschnittliche Verweilzeit auch der täglich fälligen eingelegten Gulden gibt). Das bringt ihn auf die nahe liegende Idee, dass man auch diesen Sockelbetrag ziemlich risikolos („aufgrund gesicherter Erfahrungen“) verleihen kann (und zwar besonders lukrativ, denn für auf Girokonten eingelegtes Geld zahlt die Bank so gut wie keine Zinsen!).

Sind wir nun nicht der „Geldschöpfung durch Banken“ einen guten Schritt näher? Die Einleger, deren Einlagen die Voraussetzung für die Kredite an andere darstellen, behalten ja ihre EQuittis, mit denen sie weiterhin einkaufen können. Zu ihnen gesellen sich (wenn man von der Bankreserve einmal absieht) in gleicher Höhe die durch die Kredite entstandenen EQuittis der Kreditnehmer, die ihrerseits damit Einkäufe tätigen können. Die Girokontostände der Einleger haben sich durch die Kreditvergabe nicht verändert, die Girokontobestände der Kreditnehmer sind hinzugekommen. Hat damit diese Kreditvergabe nicht zu einer Verdopplung der Zahlungsmittel geführt und der oben zitierte Andreas Eschbach zwar nicht für Kredite allgemein, aber für diese Form von Krediten nicht doch recht?

Die gedankliche Schwierigkeit, die hier vorliegt, hängt mit der „Zwitterstellung“ der EQuittis (sprich: des Giralgeldes) zusammen. Es verkörpert einerseits Guthaben, andererseits kann es direkt als Zahlungsmittel eingesetzt werden. Guthaben sind von Geld abgeleitete Konstrukte, in denen man Geld mehr oder weniger sicher „aufbewahren“ und wieder „herausnehmen“ kann. Letzteres ist normalerweise zeitlichen Bedingungen unterworfen. Das Geld z.B. „in“ einem Sparbuch kann nicht sofort wieder in nutzbares Geld verwandelt werden. Ähnlich ist es mit anderen „Wertpapieren“. Einzige Ausnahme ist das Giralgeld, das selbst unmittelbar als Zahlungsmittel fungiert. Dass es jedermann im Einzelfall ohne zeitliche Restriktionen einsetzen kann, verleitet dazu, den Zeitfaktor hier gänzlich zu übersehen. Die zum Kauf berechtigenden EQuittis, die der Kreditnehmer bekommt (sprich: die Giralgeldmenge, die ihm als Kredit eingeräumt wird), werden *aktuell* im Wirtschaftskreislauf tatsächlich eingesetzt, es sind kaufkraftaktive Zahlungsmittel. Kredite werden nämlich normalerweise aufgenommen, weil man das Geld aktuell braucht. Die EQuittis des Einlegers hingegen sind inaktive Zahlungsmittel, die eben gerade nicht im Wirtschaftskreislauf eingesetzt werden! Genauer gesagt: Es ist dieser Sockelbetrag an EQuittis bzw. Gulden, der permanent nicht genutzt wird, und genau dieser allein kann für Kreditvergabe genutzt werden. Es ist also auch bei dieser Kreditvergabe auf der Basis von Giralgeldeinlagen überhaupt nichts passiert, was man zu Recht als Geldmengenvermehrung durch Banken bezeichnen könnte, die die Geldwertstabilität gefährden müsste.

Wenn man hier nur auf das Zahlungsmittel als solches starrt und den entscheidenden Unterschied zwischen aktiven und inaktiven Zahlungsmitteln nicht in den Blick bekommt, ist es in der Tat schwer, sich aus der Denkfalle zu befreien. Nur unter dem Aspekt abstrakter (von der Realität abstrahierender) Potentialität handelt es sich sowohl beim Giralgeld der Einleger als auch dem Giralgeld der Kreditnehmer um Zahlungsmittel. So wie man Gulden, die möglicherweise jahrelang unter Kopfkissen liegen, und Gulden, die täglich von Hand zu Hand gehen, in diesem abstrakten Sinne beide als Zahlungsmittel bezeichnen kann. (Hier liegt denn auch eine der Schwierigkeiten der Geldmengensteuerung zwecks Währungsstabilität, dass niemand genau weiß, wie viele Gulden zu der einen Kategorie und wie viele zu der anderen gehören). Nicht die Menge der „an sich“ vorhandenen Zahlungsmittel ist für die Geldwert-

stabilität entscheidend, sondern die Menge der kaufaktiven Zahlungsmittel oder genauer: das Produkt aus der Geldmenge und der durchschnittlichen Einsatzhäufigkeit des Geldes. Und dass diese z.B. im Laufe eines Jahres entstehende Kaufkraftmenge zur aktuellen Leistungskraft der Volkswirtschaft dieses Jahres passt, d.h. dass die Nachfrage durch die aktivierte Kaufkraft insgesamt dem Angebot insgesamt an lieferbaren Gütern entspricht, dafür ist es eine notwendige Voraussetzung, dass einerseits möglichst viele Einlagen in Kredite verwandelt werden und andererseits die Kredite nicht die Einlagen übersteigen.

Kreditschöpfung aus dem Nichts?

Damit erreichen wir die höchste und eigentliche Stufe der Verwirrung. Diese besteht kurz gesagt in der Behauptung, die Banken könnten und würden für die Kreditvergabe gar keine Einlagen von Gulden brauchen. Sie könnten EQuittis, die die Kreditnehmer dann als Zahlungsmittel nutzen, „einfach so“ ausstellen, d.h. sie würden Zahlungsmittel „aus dem Nichts schöpfen“.

Buchungstechnisch würde das in der Terminologie unseres simplen Kistenmodells so abgehen: Zunächst ist klar: der Kreditnehmer würde wie bei Krediten üblich der Bank die Kreditquittung ausstellen (als Kreditbestätigung und Rückgabeverpflichtung). Diese würde die Bank wie üblich (als Forderung an den Kreditnehmer) unter Activa verbuchen. Andererseits würden die an den Kreditnehmer ausgegebenen EQuittis als Forderung an die Bank unter Passiva verbucht, so als hätte die Bank das Geld, das sie als Kredit vergeben hat, tatsächlich bekommen. Oder wie es bei Thomas Betz, einem „Kreditschöpfungstheoretiker“, allen Ernstes heißt: „Das Geld, welches dem Kreditnehmer zur Verfügung gestellt wird, entstammt also bilanztechnisch dem Kreditnehmer selbst!“ (ZfSÖ,147/2005, S.5). Ein buchungstechnischer Genie- oder ein Schildbürgerstreich, das ist hier - eigentlich keine Frage! Das Missverständnis (wie wohl in allen diesen Fällen) resultiert aus der vergessenen Zeit. Denn nur, solange der eingeräumte Kredit als bloße Zahl auf dem Konto des Kreditnehmers steht und die Summe von ihm nicht in Anspruch genommen worden ist, hat der Kreditnehmer eine Forderung an die Bank. Aber bis zu diesem Zeitpunkt ist ja auch gar nichts geschehen: die Bank hat nichts gezahlt und der Kreditnehmer hat nichts bekommen. Dass zwei Nichtaktionen das Gleichgewicht in der Bankbilanz nicht tangieren, ist nicht sehr verwunderlich! Ab dem Zeitpunkt aber, wo der Kreditnehmer den Kredit in Anspruch nimmt, ist die Bilanz äußerst schief. Die Bank hat zwar immer noch die Forderung an den Kreditnehmer unter ihren Aktiva, aber bei den Passiva klafft eine Lücke. Die Bank hat die Verwendung einer Geldsumme verbucht und kann nicht sagen, wo die eigentlich hergekommen ist.

Es ist völlig klar: Mit Gulden würde ein solches Verfahren absolut nicht funktionieren. Man stelle sich das einmal konkret vor: Die große Kiste ist leer, und der Bankier gibt einem Kreditnehmer 1000 Gulden, was gar nicht möglich ist, und bringt die Sache buchungstechnisch in Ordnung, indem er in seine Bilanz schreibt, er habe diese 1000 Gulden zuvor vom Kreditnehmer erhalten, was gar nicht wahr ist. Einen größeren Wirmsinn kann man sich kaum vorstellen. Ja, da aber der Bankier keine Gulden gibt, sondern nur eine EQuitti (sprich: Giralgeld zur Verfügung stellt), soll das Verfahren funktionieren?

Das einzige, was ich daran noch verstehe, ist das Motiv, das ein Bankier haben könnte, sich auf ein solches Verfahren einzulassen. Er sagt sich: „Mit diesen EQuittis, die ich ihm da ‚einfach so‘ gegeben habe, wird sich der Kunde irgendwo etwas kaufen. Was geht’s mich an? (Ein leichtsinniger Irrtum!). Was mich interessiert, ist die Kredit-Quittung, mit der sich der Kreditnehmer verpflichtet, den Kredit zurückzuzahlen. Ich bekomme demnächst Geld buchstäblich für ein gänzlich leeres Nichts, das mich nichts gekostet hat und nichts kosten wird.“

Und dann auch noch die Kreditzinsen! Ich bekomme sogar noch eine fette Gebühr für meine Lizenz zur eleganten Bereicherung!“.

Es gibt ohne Zweifel manche Schweinereien, auch bei den Banken. Aber dass eine solche Schweinerei und noch dazu massenhaft in unseren Banken Usus sein soll, wie es eine „Kreditschöpfung aus dem Nichts“ wäre, das bezweifle ich von Grund auf. Wer solche Geschütze aufführt, der müsste massivste, stichhaltige Beweise dafür vorlegen können. Ich habe bisher noch nicht einen, nicht einmal einen schwächlichen gesehen. Ihre moralische Absurdität genügt meines Erachtens schon, die Glaubwürdigkeit der „Kreditschöpfung“ grundsätzlich in Frage zu stellen. Dass sie funktional betrachtet gar nicht möglich ist, bräuchte man eigentlich gar nicht noch extra zu betonen.

Mehr Quittungen über eingelegte Gulden, als es Gulden gibt

Manche wollen in der Tatsache, dass der Bestand des „Giralgeldes“ (von sonstigen Guthaben ganz zu schweigen) heute ein Mehrfaches des „echten“, des Zentralbankgeldes beträgt, einen Beweis für die Geldschöpfung durch die Banken sehen. Das ist abwegig. Dieser Tatbestand ist so leicht erklärbar wie die Möglichkeit, mit 10 Gulden insgesamt (und letztlich sogar ohne einen einzigen Gulden) innerhalb weniger Stunden Spielguthaben und -schulden von 1000 Gulden und mehr zu erzeugen (einfach indem der Verlierer sich für jeden Spieldurchlauf erneut Geld vom Gewinner leiht und wieder an ihn verliert). So ähnlich geht es im Wirtschaftsgeschehen. Die Wirtschaft prosperiert, die Einlagen auf den Konten wachsen und wachsen von Jahr zu Jahr, weil die erfolgreichen (Geschäfts-)Leute (von den Spekulationsgewinnern und den Besitzer großer gut verzinsten Vermögen ganz zu schweigen!) immer erneut Gulden auf die Bank bringen, die von der Bank an andere verliehen werden. So haben eines Tages die Einleger in der Summe mehr Zahlungsmittel in Form von EQuittis in der Hand, als überhaupt Gulden im Wirtschaftsraum existieren.

Frage: Ist damit nun der Tatbestand der „Geldmengenvermehrung“ durch die Banken erfüllt? In Form der EQuittis, mit denen man einkaufen, Rechnungen begleichen, Arbeit finanzieren kann usw., können jetzt doch größere Mengen an Zahlungsmitteln hin und her fließen und die Wirtschaft stärker beflügeln, als wenn man nur direkt mit Gulden bezahlen könnte. Oder?

Ich denke, hier kann man zu Recht von einer „Geldmengenvermehrung“ sprechen, die aber nicht entstanden ist aufgrund von Kreditvergabe oder anderer (als „Geldschöpfung“ missinterpretierbarer) Handlungen von Banken. Das Problem resultiert aus der „Zwitterstellung“ des Giralgeldes. Die Girokonten sind einerseits so etwas wie Speicher, in denen man über Jahre nicht eingesetzte Kaufkraft ansammeln und aufbewahren kann, andererseits sind sie direktes, unmittelbar einsetzbares Zahlungsmittel. Sie sind Guthaben und Geld in einem. Hier liegt in der Tat ein Problem.

Durch den Prozess der Guthabenanhäufung, die sich über Jahre hinzieht, kann nämlich keine den Guthaben entsprechende Kaufkraft erzeugt werden, die im laufenden Jahr in voller Höhe genutzt werden kann. Was würde denn passieren, wenn alle Einleger plötzlich das „business as usual“ (das eben durch das Anhäufen von Giralgeld und einer nur partiellen Nutzung derselben für den Güterkauf charakterisiert ist) beendeten und von ihren in Jahren angesammelten Guthaben hemmungslos Gebrauch machten und Waren einkauften, was das Zeug hält? Man hätte die schönste Inflation.

Noch einmal: Diese „Kaufkraftaktivierung im Zeitraffer“ ist nur möglich, weil die EQuittis

(sprich: Giralgeldbestände) selber als Zahlungsmittel verwendet werden können. Würden die Besitzer der in Jahren angesammelten EQuittis diese erst in Gulden umtauschen müssen, bevor sie einkaufen können, trete sehr bald die Situation ein, dass es der Bank an Gulden mangelt. Man müsste warten, bis bei der Bank wieder genügend Gulden hereingekommen sind. Das heißt: die Geschäfte könnten nur verzögert stattfinden und zwar in Entsprechung zum realen Zeitrhythmus, den die Entwicklung des realen Angebots der Güter vorgibt. Weil die gewaltigen Mengen der EQuittis selber Zahlungsmittel sind, kann theoretisch eine extrem schnelle Aktivierung von Kaufkraft erfolgen. Doch diese würde dann durch einen inflationären Prozess ausgebremst, durch den die Kaufkraft brutal reduziert, gewissermaßen schmerzlich an die realen Verhältnisse, d.h. an das tatsächliche Angebot der Güter angepasst wird. Nebeneffekt: Alle, auch diejenigen, die wenig Guthaben besitzen und nicht hemmungslos konsumieren können, wären die Geschädigten).

Einwand: Kann mehr Kaufkraft auf dem Markt der realen Güter nicht auch zur Entwicklung der realen Wirtschaft führen? Rein qualitativ gesprochen: ja. Aber Entwicklung hat ihre eigenen Zeitparameter, ist harten logistischen, sozialen, ökologische, lerntheoretischen Gesetzmäßigkeiten und Grenzen usw. unterworfen. Reale Produkte müssen konzipiert, produziert, transportiert, akzeptiert, verbraucht, entsorgt werden, das alles kostet Zeit. Der Gütermarkt ist zeitabhängig. Und wenn Kaufkraft schneller entfaltet wird, als sich in der Realität die Dinge entwickeln, wird die Kaufkraft zwangsläufig durch Inflation gestutzt. Dieses Inflationspotential, das in einer über Jahre massenhaft angehäuften, also jeweils nicht aktuell genutzten Kaufkraft liegt, ist das eine große Problem des Giralgeldsystems. Das zweite ist, dass die nicht auf dem Gütermarkt eingesetzte „girale Kaufkraft“ eine ständig wachsende schnelle Startbasis für die Spekulation darstellt.

Anmerkung zum so genannten Finanzmarkt

Während auf dem Markt der realen Güter die über Jahre angehäuften Giralgelder nicht kurzfristig kaufaktiv werden können, ohne durch Inflation ausgebremst zu werden, gibt es auf dem Finanzmarkt diese Bremse nicht. Weil es keine durch natürliche Faktoren bedingte Begrenzungen gibt. Die über Jahre angesammelten (angesparten bzw. über Zins und Zinseszins potenzierten) Guthaben, sofern sie in Form von Giralgeld vorliegen, können gewissermaßen aus dem Stand auf den Finanzmarkt geworfen werden. (Dass Giralgeld diese Spekulations-eignung hat, ist sicher ein Grund dafür, dass heute so viel Vermögen in dieser Guthabenform gelagert wird!). Zwar gelten auch auf dem Finanzmarkt die Marktgesetze, auch die Preise von sog. „Finanzprodukten“ werden durch massenhafte Nachfrage (und oft gezielt) in die Höhe getrieben, aber das ist zunächst für die Realität unproblematisch, da es keinen direkten Einfluss auf die Preise der realen Güter hat. Die Folge ist, dass sich der Finanzmarkt verselbständigt und den realen Gütermarkt um das Zifache übersteigt. Riesige Geldmassen können praktisch in Bruchteilen von Sekunden hin und her geschoben, Käufe und Verkäufe über Kontinente hinweg in allen Richtungen erfolgen – einfach weil diesen geldlichen Transaktionen keine realen Prozesse korrespondieren, die sie zeitlichen Restriktionen unterwerfen. Weil für die Spekulationsgeschäfte praktisch keine „reale Bremse“ existiert, kann sie nur durch einen harten Systemzusammenbruch zum Halten kommen – mit verheerenden Folgen für die reale Welt, oder (das wäre die einzige Alternative) durch einen tief greifenden Politikwechsel, durch den dem Geldsystem andere Regeln und Grenzen gesetzt werden. Ich fürchte, dass wir von dem weiter entfernt sind als vom Systemzusammenbruch.

Das sind die Probleme, die uns zum Nachdenken, Diskutieren und Handeln herausfordern sollten. Vor diesem bedrohlichen Hintergrund kann ich den Streit über eine „Geldschöpfung durch Banken“ nur noch als unverantwortliche Zeit- und Kräfteverschwendung ansehen (an der ich mich leider Gottes nun auch noch einmal beteiligt habe).